

man etwa bei Bernhard von Clairvaux: „Niemand nehme sich heraus und wage es, seine Seele Braut des Herrn zu nennen. Da wir aber zur Kirche gehören, die sich mit Recht dieses Namens und dessen, was er besagt, röhmt, beanspruchen wir nicht zu Unrecht, an ihrem Ruhm teilzuhaben“<sup>5</sup>. „Denn nicht wegen einer einzigen Seele, sondern wegen der vielen, die er in einer Kirche sammeln, zu einer einzigen Braut vereinigen wollte, hat Gott so viel getan und gelitten, da er auf Erden wirkte“<sup>6</sup>.

Wenn Theologie und Verkündigung der christlichen Jungfräulichkeit wieder aus solchem Reichtum göttlicher Geheimnisse lebten, dann würde ihr Ruf nicht ungehört und unbeantwortet verhallen, auch nicht in unserer Zeit!

## Zur Anthropologie von Zölibat und Jungfräulichkeit

Von Friedrich Wulf SJ, München

Wenn man einmal in Ordensregeln und Konstitutionen nachliest, was dort über das Gelübde der Keuschheit gesagt wird, dann findet man — anders als bei der Behandlung von Armut und Gehorsam — für gewöhnlich nur ein paar Worte, etwa dieser Art, daß sein Inhalt nicht weiter erklärt zu werden brauche, weil es sich von selbst verstehe, daß man nach einer engelhaften Reinheit streben müsse. Nun ist es nicht nur der Takt, der diese knappe Redeweise erklärt. Auch in der mündlichen Ordens-Unterweisung erfährt der junge Mensch meist nur das Notwendigste. Man spricht nicht gern über Fragen, die als peinlich gelten.

Eine solche Praxis genügt aber heute nicht mehr. Denn die Schwierigkeiten und Gefährdungen der Verwirklichung einer nur aus dem Glauben zu verstehenden Berufung sind größer geworden, von der Welt und vom Menschen selbst her. Es ist darum unerlässlich, denen, die sich von einem Ruf der Gnade her zum Priestertum oder Ordensstand oder auch nur persönlich zur Ehelosigkeit entschlossen haben, für ihren menschlich nicht immer leichten Weg eine Anleitung und Hilfe zu geben, und nicht selten werden sie noch einmal unterwegs einer solchen Hilfe bedürfen.

Wir versuchen darum im folgenden auf einige Probleme hinzuweisen, die sich aus der Ehelosigkeit, auch in einer religiösen Berufung, ergeben, und die damit gestellten Lebensaufgaben kurz zu umreißen. Es sind Probleme, die mit den drei Verzichten zusammenhängen, die dem Menschen in Zölibat und Jungfräulichkeit abverlangt werden, dem *Verzicht auf die spezifische Betätigung der Geschlechtlichkeit*, dem *Verzicht auf den andersgeschlechtlichen Partner* und dem *Verzicht auf Kind und Familie*. So sehr die Bereiche dieses dreifachen Verzichtes ineinander übergehen und im konkreten Vollzug nicht voneinander getrennt werden können, so beinhalten sie doch jeweils etwas anderes, das in seiner Besonderheit gesehen werden muß. Nur so vermag der ehelose Mensch Schwierigkeiten, die in irgendeiner Form in seinem

<sup>5</sup> Cant. Serm. 12, 11.

<sup>6</sup> Cant. Serm. 68, 4.

Leben auftreten, zu durchschauen und einzuordnen, Störungen zu begegnen und Fehlhaltungen zu korrigieren. Das mit dem ehelosen Leben gegebene Alleinsein greift so tief in die Entwicklung eines Menschen ein, daß seine humane und religiöse Aufarbeitung oft ein ganzes Leben in Anspruch nimmt.

Bei einem so umfassenden Problem kann es sich in einem kurzen Beitrag nur darum handeln, einige Fragen zu nennen und einige Hinweise zu ihrer Lösung zu geben.

## I

*Da die spezifisch geschlechtliche Sphäre, auf deren Betätigung der Mensch in der christlichen Ehelosigkeit verzichtet, nicht ein in jeder Weise isolierter Bereich ist, bezieht sich sein Verzicht auch auf das leib-seelische Umfeld dieser Sphäre und auf alles, was die Bewahrung der vollkommenen Keuschheit gefährden könnte. Hierher gehören erotische Erlebnisse, soweit sie gesucht werden und aus ihrer Natur zur Sexualität hinstreben; bestimmte Körpergefühle, die an sich noch keinen qualitativ sexuellen Charakter haben, aber für das Erwachen oder die Betätigung der Sexualität empfänglich machen. Hierher gehört aber auch die Ordnung des dem Menschen als eines leiblichen Wesens eingeborenen und darum auch in einem gewissen Umfang unerlässlichen Verlangens nach Selbstdarstellung, insbesondere dem andersgeschlechtlichen Menschen gegenüber, angefangen von der Kleidung über die Sprache bis zum Sich-Geben.*

Diese Verzichte werden von der Natur nicht ohne weiteres hingenommen. Sie haben bestimmte Gefährdungen zur Folge. Ein nicht zur Erfüllung kommender Drang, ein unerfülltes Verlangen kann auf eine Ersatzbefriedigung hinstreben und zu Fehlentwicklungen führen. Nicht die Enthaltsamkeit als solche schadet, wohl aber eine nicht bewältigte, verdrängte Geschlechtlichkeit. Denn die Geschlechtlichkeit bleibt. Sie äußert sich in vielfältiger Weise, leiblich und seelisch: im Körpergefühl (in der Art und Weise, wie der Mensch seinen Leib empfindet), im Gang, in der Haltung, in der Gebärde, in der Stimme, im Angesicht, in den Augen, in den Händen, in der Art des seelischen Empfindens, des Gefühlslebens, der Phantasie, des Instinktes, des Denkens und Wollens, des Reagierens, des Tuns und Erleidens, des Liebens und Hassens, des Hoffens und Fürchtens. Es gibt nichts im Menschen, was nicht geschlechtlich geprägt wäre. Es gibt keine geschlechtsfreie oder neutrale Zone.

Man darf darum die Geschlechtlichkeit nicht ignorieren; man darf nicht so tun, als gäbe es sie nicht. Man sagt, die Atmosphäre in manchen Frauenklöstern, die Art und Weise des Sich-Gebens und des Sprechens erwecke bisweilen den Eindruck, als sei dies der Fall. Man soll die Geschlechtlichkeit nicht ausdrücklich machen, aber man muß um sie wissen und als Grundvoraussetzung für ihre Bewältigung ein natürliches, selbstverständliches, unreflexes Verhältnis zu seinem Leib haben. Von der Ordnung und Integrierung der Geschlechtlichkeit hängt nicht nur das allgemeine Wohlbefinden des Menschen mit ab, sondern vor allem auch seine innere Ausgeglichenheit, die Zufriedenheit, das Bewußtsein der Kraft und Fruchtbarkeit. Die unverarbeitete oder verdrängte Geschlechtlichkeit wuchert unkontrolliert. Das kann sich in verschiedener Weise zeigen: in einer ungeordneten Trieb- und Gefühlswelt, die sich verselbständigt und dem Geist entzieht, in sich hervordrängenden Körper-

gefühlen bis zum sexuellen Drang, in Zerfahrenheit und Unzufriedenheit (was sich natürlich auch alles auf Grund einer gestörten, geschwächten Gesundheit, von Überarbeitung und nervöser Gereiztheit einstellen kann), u. U. in harten Bußen und Selbstpeinigungen. Die nicht bejahte und integrierte Geschlechtlichkeit kann aber auch zur Folge haben, daß der Mensch unvital wird, unschöpferisch, einfallslos, lahm, daß seine Fähigkeiten eintrocknen, Kontaktbedürfnis und Kontaktfähigkeit nachlassen, daß mit einem Wort die humane Substanz einschrumpft, dünn wird bis zur Infantilität. Man könnte für all das Beispiele aus dem Leben anführen. Erscheinungen wie Unausgeglichenheit, Unordnung in Lebensstil und Lebensrhythmus, impulsives Handeln, unkontrollierte Reaktionen, Neigung zu Süchten, Arbeitswut oder auch Hang zur Bequemlichkeit, zum Sich gehen lassen, geringes Ausdrucksvermögen, Phantasielosigkeit aus Mangel an Antrieben, Lustlosigkeit und Erschlaffung können Folgen der nicht bewältigten oder vernachlässigten Geschlechtlichkeit sein.

Die zunehmenden Störungen im leib-seelischen Bereich des Menschen — vielfach die Folge der weitgehenden Technisierung unseres Lebens und der damit gegebenen Naturentfremdung des Menschen, schlechter Arbeitsbedingungen und eines unnatürlichen Arbeitsrhythmus — machen eine Aufarbeitung und Integrierung der Geschlechtlichkeit heute mehr denn je notwendig. Zeigen wir einige Möglichkeiten auf, wie das geschehen kann.

Man weiß, wie sehr eine geordnete Körperpflege: Sauberkeit, Bad, Kleidung, Nahrung, Sport, Wandern, dazu beträgt, ein gesundes Verhältnis zu seinem Leib zu gewinnen, seinen Leib zu besitzen. In Priesterseminaren hat man dem früher Rechnung getragen als in Klöstern, und hier wieder in Männerklöstern eher als in Frauenklöstern. Mancherorts wird heute fast zuviel dafür getan, aber es ist alles noch nicht sehr planvoll, man hat kein System, etwa in bezug auf Nahrung und Kleidung. Was weniger gewußt wird, ist die Tatsache, daß es zur Integrierung des Leibes, der Geschlechtlichkeit eines rechten Raumes, eines gewissen Besitzes und der gemäßen Arbeit bedarf.

Der Mensch muß sich als leibliches Wesen in sichtbarer Weise darstellen, ver gegenständlichen können, sonst kommt er nicht oder nicht genügend zu sich selbst. Das geschieht einmal in einem entsprechenden *Raum*, im eigenen Zimmer, in der persönlich gestalteten Wohnung, im (wenigstens teilweise) selbst gestalteten täglichen Arbeitsraum. Hier hat der Mensch als leibliches Wesen seinen Ort, hier ist er zu Hause. Umgekehrt: In der Kochnische eines Apartement kann sich die alleinstehende berufstätige Frau in ihren hausfraulichen Eigenschaften nicht genügend entfalten, wird sie sich nur in geringem Maße wiederfinden. Ähnliches gilt aber auch für manches Pfarrhaus und für Klöster, die bisweilen für Menschen von heute nur wenig das Gefühl des Zuhauseseins aufkommen lassen. Von hierher sollte man einmal die Frage des Einzelzimmers für die Ordensfrau, der klösterlichen Erholungs räume und nicht zuletzt auch der Kirche oder Kapelle (einschließlich der gottes dienstlichen Gestaltung) neu bedenken. Das alles ist nicht nur eine Sache der Armut, der Zweckmäßigkeit und der Richtigkeit, sondern der Ausdrucksmöglichkeit für den Menschen, der Möglichkeit für die Sinne, das sichtbar zu machen, was der Mensch an Fähigkeiten und Idealen in sich trägt. Sind diese Räume belebt, kann der Mensch in sie eingehen? Solche Fragen sind selbst in Klöstern strengster Be-

schauung und Buße am Platz. Eine einigermaßen differenzierte Frau von heute, die in ein solches Kloster eintritt, wird wohl echte, u. U. harte Armut als den ihr gemäßen Ausdruck empfinden, sie verlangt sogar danach, aber sie kann nicht, ohne auf die Dauer Schaden zu nehmen, in einen Primitivzustand zurückversetzt werden. Die Maßstäbe, nach denen wir solches und ähnliches zu beurteilen und zu unterscheiden pflegen, sind vielfach zu einfach und einseitig; Frömmigkeit und Aszese allein genügen dafür jedenfalls nicht.

Auch der Besitz ist eine echte Möglichkeit, sich zu vergegenständlichen, ein gesundes Leibverhältnis zu gewinnen. Ohne jeden Besitz (Besitz ist nicht dasselbe wie Eigentum!) kann niemand leben. Es muß Dinge für den ausschließlich persönlichen Gebrauch geben, sei es daß sie unmittelbar dem Leib zugeordnet sind, wie Wäsche und Kleidung, sei es daß sie der täglichen Berufsausübung dienen wie das Werkzeug, sei es daß sie den Menschen selbst und seine Welt zum Ausdruck bringen wie die Gegenstände des Wohn- und Arbeitsraumes, sei es endlich daß sie einem Menschen nur zur Freude gereichen. Kleinlichkeit in Fragen der religiösen Armut ist ebensowenig am Platz (hier schadet manche klösterliche Praxis mehr als sie zur Losschaltung beiträgt) wie eine unkontrollierte Großzügigkeit, der man heute nicht selten begegnet.

Endlich ist hier noch die *Arbeit* als unersetzliches Mittel zur Integrierung des Leibes und seiner Geschlechtlichkeit zu nennen. Das wußten schon die alten Mönche, die der Handarbeit einen festen Platz in ihrer Lebensordnung anwiesen. In der Arbeit drückt der Mensch sich am meisten aus, setzt er Kräfte aus sich heraus, macht er seine Fähigkeiten sichtbar. Allerdings muß die Arbeit, die diesen Zweck erfüllen will, den Menschen als solchen beanspruchen, sinnvoll sein und aufs Ganze gesehen ein Lebenswerk ermöglichen. Manche alte und neue Arbeit ist dazu wenig geeignet: die „Fließarbeit“ der technischen Arbeitswelt, die Planlosigkeit und der Wechsel der apostolischen Arbeit in manchen Orden und bisweilen die vielen kleinen Ämter in religiösen Kommunitäten, die für ein heutiges Arbeitsbewußtsein zur Farce geworden sind. Außer der Berufsarbeit sind hier aber auch noch jene Beschäftigungen zu nennen, die einzige der Entspannung dienen. Solche muß es geben. Wohl dem, der ein gutes Hobby und eine unschuldige Passion hat. Ordensfrauen sollten neben ihrer Pflichtarbeit etwas tun können, was ihnen Freude macht und wozu sie sich selbst angeregt fühlen. Und wenn in den Schulkonventen bei dem Mangel an „Laienschwestern“ auch die Lehrschwestern soweit möglich in hauswirtschaftlichen Arbeiten mithelfen müssen, so könnte das nicht nur für die Gemeinschaft von Nutzen sein, sondern auch diese selbst gegen eine allzu einseitige Entwicklung schützen. Was der ehelose Mensch, der es um Gottes willen ist, für die Weckung echter Freude tut, trägt zur humanen und religiösen Aufarbeitung des ersten Verzichtes bei, den er in seinem Stand gelobt hat.

## II

*Der Verzicht auf den andersgeschlechtlichen Partner* betrifft nicht nur die *totale*, sondern auch eine *weitgehende*, wenn auch nicht räumlich in Erscheinung tretende Lebensgemeinschaft mit einem Menschen, einem Lebensgefährten, was eine Freund-

schaft nicht unbedingt ausschließt. Der Verzicht ist grundsätzlich zu leisten und gegebenenfalls in aller Redlichkeit zu wiederholen. Man sucht nicht partout den Partner, auch nicht unter dem falschen Vorwand der Seelsorge oder der Inanspruchnahme einer priesterlichen Hilfe, man bejaht das Kreuz des Alleinseins, verzichtet auf die an sich dem Menschen von Gott zugesetzte Anlehnung und Stütze, auf eine bestimmte Geborgenheit, auf das Bewußtsein, einem anderen ganz anzugehören oder den anderen ganz zu besitzen. Das wird nur auf längere Sicht, im oftmaligen Ringen, in der allmäßlichen Überwindung von Eifersucht, Verletztheit (weil man übergangen wurde) und spezifischen Minderwertigkeitsgefühlen gelingen.

Mit dem Fehlen des andersgeschlechtlichen Partners sind manche Gefahren angezeigt und ist zu manchen Fehlentwicklungen die Tür aufgetan. Dem ehelosen Menschen fehlt die natürliche, von der Natur vorgesehene Ergänzung, und die Frömmigkeit ersetzt das nicht ohne weiteres. Dem ehelosen Mann fehlt weithin derjenige, der ihn anregt und zum Sprechen bringt, durch den er zu sich selbst findet; es fehlt ihm derjenige, der ihn wie sich selbst anerkennt und ihm das Bewußtsein des Könnens gibt, aber auch derjenige, bei dem er sich ganz geborgen weiß und an dessen andersartigen Anlagen und Haltungen er sich immer wieder korrigiert. (Es bleiben ihm allerdings auch manche Gefährdungen humaner und religiöser Art erspart.) Der ehelosen Frau fehlt derjenige, der sie liebend beachtet und verehrt, innerlich weckt, formt und prägt, klärt und auf ihren eigenen Weg bringt; es fehlt ihr derjenige, der sie ganz annimmt, zu dem sie aufschauen kann, der ihr das Gefühl der Sicherheit und Geborgenheit gibt. (Und auch sie kennt manche Gefährdungen nicht, denen Ehefrauen ausgesetzt sind.) Bei beiden gilt es darum vieles aufzuarbeiten. Wo das nicht geschieht, kommt es zu Fehlentwicklungen, die auf die Dauer der Umgebung nicht verborgen bleiben können. Man kennt den allzu ver männlichten Priester, der (wir überzeichnen im folgenden absichtlich) herrisch, selbstsüchtig, kalt, gemütsarm (oft rächt sich die Natur durch das Gegenteil!) und abgekapselt ist, der sich von niemand etwas sagen lässt und alles bestimmen will; der Herzensgrund kommt bei ihm nicht mehr genügend zum Schwingen, Frauen gegenüber benimmt er sich unhöflich bis zur Verachtung, in Krisenzeiten ist er sehr gefährdet, weil er es verlernt hat, über sich selbst zu sprechen. Man kennt aber ebenso den femininen Priester, der weich und sentimental ist vom Sich-Geben, über die Sprache bis zur Frömmigkeit; er umgibt sich am liebsten mit Frauen; im Innersten ist er unsicher, ängstlich, skrupulös, oft gereizt, abweisend und launisch. Die gleichen Typen gibt es bei den unverheirateten Frauen. Die überfeminine Frau bespiegelt sich selbst — bis zur Autoerotik, ist aussprachessüchtig, anlehnungsbedürftig, eifersüchtig, intrigiert gern und ist neugierig. Die ver männliche Frau wertet die Mütterlichkeit und oft auch die hausfraulichen Eigenschaften ab, ohne daß ihr das immer zum Bewußtsein kommt, und glorifiziert das Engagement in Beruf und öffentlichem Leben; sie ist herrisch, kommandierend und darauf aus, andere (Frauen und Männer) von sich abhängig zu machen; man trifft sie als Funktionärin in Politik, Wirtschaft und im kirchlichen Bereich; sie gehört zum Erscheinungsbild unserer Zeit.

Zu den Fehlentwicklungen gehört auch, daß man seine Liebe in Ersatzformen sucht. Man braucht dabei nicht sofort an Homosexualität zu denken. Es gibt viele

Weisen solcher Ersatzformen. Der Priester bindet Frauen an sich unter dem Vorwand der Seelenführung. Die ehelose Frau bindet die Freundin an sich, wendet ihre Liebe und Verehrung ganz dem Vorgesetzten zu. Die Ordensfrau wirft ihre Liebe auf eine Mitschwester oder auf die Oberin. Und dauernd ist in solchen Menschen etwas am Werk, unterbewußt und instinktiv, um den geliebten oder umschwärzten Menschen für sich zu gewinnen, zu interessieren und sein Wohlwollen zu bewahren.

Dort, wo der Verzicht auf den Ehepartner nicht bewältigt wurde, schwelt ein Herd der Unzufriedenheit, wächst das Gefühl der Vereinsamung, der Sinnleere des Lebens und eine überstarke Selbstbezogenheit.

Wie kann nun der Verzicht auf den andersgeschlechtlichen Partner aufgearbeitet, wie Fehlentwicklungen vorgebeugt werden? Es seien einige Möglichkeiten dafür angedeutet.

Niemand ist reingeschlechtlich, nur Mann und nur Frau. Jeder trägt auch das Gegengeschlechtliche, in leiblichen und seelischen Anlagen, in sich. Der Ehelose muß es bewußt entfalten. Der Priester muß das Mütterliche, die hegenden und bergenden Eigenschaften pflegen; erst so kommt seine Väterlichkeit zu ihrer Vollendung. Werden solche Eigenschaften nicht auch Christus zugesprochen (vgl. Mt 23, 37)? Und hat nicht auch Paulus von sich gesagt, er habe bei seinem Auftreten in den Gemeinden nicht immer gleich die Autorität des Apostels Christi hervorgekehrt, sondern habe voll Güte und Milde in ihrer Mitte geweilt, „wie eine Mutter ihre Kinder hegt“ (1 Thess 2, 7)? Der Priester muß hinhören können, nicht selten einen Rat erbitten, anderen Spielraum geben, die Leistung anderer anerkennen, die Initiative jüngerer Mitbrüder fördern. In all dem übt er die Eigenschaften ein, die ihm als Mann nicht ohne weiteres gegeben sind. Die ehelose Frau muß die Festigkeit (nicht Härte und Unduldsamkeit!) und Klarheit, die an sich mehr dem Mann eigentümlich sind, pflegen; sie braucht es, sich selbst und den Mitmenschen gegenüber. So erst strahlt sie Sicherheit aus und vermag anderen etwas zu sein. Auch dafür lassen sich viele Beispiele aus beiden Testamenten wie aus der Geschichte der Kirche anführen.

Dazu kommt ein Zweites: Auch der Mensch, der sich Gott geweiht hat, kann der mitmenschlichen Partnerschaft nicht entraten. Sie gehört zum menschlichen Leben einfach hinzu. Partnerschaft bedeutet noch nicht ohne weiteres Freundschaft im Vollsinn dieses Wortes, noch viel weniger, daß der Partner des anderen Geschlechtes sei, sondern zunächst nur dies, daß man die Menschen, mit denen Gott einen zusammengeführt hat, ernst nimmt, daß man sie annimmt und auf sich nimmt, sich mit ihnen als Mensch zu Mensch einläßt, ihnen seine Liebe schenkt und ihre Schwächen erträgt. Auf irgendeine Weise muß jeder Mensch das Abenteuer der Liebe mit seinen Freuden und Enttäuschungen wagen. Das ist eine unerlässliche, ja die wirksamste Schule selbstloser Liebe. Die Skala der Möglichkeiten und der tatsächlichen Beobachtungen reicht hier vom Leben in einer Gemeinschaft über die gemeinsame Arbeit im Sinne eines team-work bis zur Freundschaft. Schon das gemeinsame Leben, das oft mit der religiösen Ehelosigkeit gegeben ist, bedeutet eine Schule und Erprobung echter Liebe. Wo es einer Kommunität von Priestern oder Ordensleuten nicht gelingt, zu einer Gemeinschaft von Brüdern und Schwestern zusammenzuwachsen, da hat man das Abenteuer der Liebe, jenes radikale Überschreiten der Schwelle des eigenen

Herzens zum anderen hin, noch nicht genügend gewagt. Ähnliches läßt sich von der gemeinsamen Arbeit sagen. Ihr Grundgesetz lautet, daß jeder den anderen bejahren, auf ihn zugehen, ihn in seiner Eigenart anerkennen und bereit sein muß, auch ein Stück von sich selbst zu opfern. Wo das geschieht, da wird die Geschichte der Liebe geschrieben, die oftmals eine Geschichte der Entzagung ist; da wachsen Menschen in eine reife Liebe hinein. Christliche Ehelosigkeit ist nicht nur Abstinenz, sondern erhöhtes Wagnis der Liebe; das Sich-Einlassen mit Gott verlangt immer zugleich auch ein Sich-Einlassen mit den Menschen, nicht nur im allgemeinen, sondern im Gegenüber von Du zu Du. Das ist der Boden, auf dem dann auch einmal eine hohe Freundschaft entstehen kann; die emotionale Zuneigung würde dafür nicht ausreichen, sie allein würde nur schlecht über den geringen Tiefgang der Liebe hinweg täuschen.

Entscheidend für die Aufarbeitung und Fruchtbarmachung des Verzichtes auf den ehelichen Partner ist endlich die religiöse Liebeskraft, die aus dem Gegenüber zu Gott ihren Ursprung herleitet und nur in der ständigen Verbundenheit mit Gott bewahrt wird. Wo die geistliche Welt für den ehelosen Menschen eine Realität ist, wo er in ihr lebt und wo in ihr etwas passiert, da mag der Verzicht auf die eheliche Liebe immer wieder einmal schmerzlich gespürt werden, im Grund ist das Herz in einer viel tieferen Weise ausgefüllt, als es unter Menschen sein kann. Aber als echt erweist sich die religiöse Welt nur, wenn sie sich in der Welt des Alltags und das heißt immer in erster Linie in der Liebe zum Mitmenschen bewährt, und diese Liebe zum Mitmenschen darf nicht nur seelsorgliche oder karitative Betreuung sein, in der man dem anderen etwas Gutes tut, sondern muß immer vor Augen haben, was Christus für die Menschen getan hat und was auch die Ehe anstrebt; sie muß den anderen annehmen und auf sich nehmen, in sein Herz eintreten und das eigene Herz für ihn zum Pfand geben. Ob nicht viele, die im Stand der Jungfräulichkeit leben, zu einseitig die religiöse Welt pflegen und zu wenig ihr Augenmerk auf das Abenteuer der Liebe zum Mitmenschen richten? Die großen Heiligen jedenfalls verbanden beides miteinander, und eben darum war ihre Liebe so leuchtend.

### III

*Der Verzicht auf das Kind* trifft die Frau stärker als den Mann. Er ist für sie sogar für gewöhnlich der schwerste aller Verzichte, dessen Schmerzlichkeit am längsten erfahren wird. Im Kind findet sich die Frau am intensivsten ausgedrückt. Das Kind ist in gewissem Sinn ihr naturhafter Besitz, ihre Leistung. Im Kind findet sie auch den Mann wieder. Mag darum der Verzicht auf den Mann längst geleistet sein, so meldet sich noch oft das Verlangen nach dem Kind. Da das Kleinkind ganz von der Mutter abhängig ist und darum oft nach der Mutter verlangt, in ihr seine Welt, seine Geborgenheit findet, und umgekehrt die Mutter das Kind in seiner Bedürftigkeit erfüllen, sein Verlangen befriedigen kann, erlebt die Mutter im Kind starke Selbstwertgefühle und erfährt in ihm eine oftmalige Bestätigung ihrer selbst: das Kind ist ganz für sie da. Mag die heutige Frau auch häufig vor dem zweiten und dritten Kind zurückschrecken, nach dem ersten hat sie meist ein ungestümes Verlangen.

Für den Mann ist es im allgemeinen mehr *der Verzicht auf die Familie*, der von ihm zu leisten ist. Er will für die Seinen sorgen, er will in ihrem Kreis anerkannt sein, er möchte, je älter er wird, das Heim und die Geborgenheit; er möchte, daß ihn jemand erwartet, wenn er von der Arbeit nach Hause kommt. Aber auch für die Frau spielt die Familie als Raum ihrer Betätigung und Selbstdarstellung eine große Rolle. Die Familie ist der sichtbar werdende mütterliche Schoß, in dem sie die Ihren trägt und umfängt und in den die Ihnen sich bergen. Die Frau ist der Mittelpunkt und die Seele der Familie, deren Haupt der Mann ist. Hier bedeutet sie für die Ihnen etwas, kommt sie zur Erfüllung.

Auch im Bereich dieses Verzichtes gibt es bestimmte Gefährdungen und Fehlhaltungen. Das Geringste beim Mann ist noch, daß er sich vernachlässigt, was bisweilen allerdings auf Gleichgültigkeit und Resignation schließen läßt. Die elohose Frau (wenigstens in der Welt) wird eher in Gefahr sein, ihre Häuslichkeit und sich selbst zu sehr zu kultivieren. Doch auch das Umgekehrte kommt vor. Schlimmer ist, wenn der elohose Mensch seinem Alleinsein erliegt und sich abzuschließen beginnt, wenn ihn nicht mehr die Sorge um andere und für andere bewegt. Dann wird er auf sich selbst zurückgeworfen und hört immer nur das Echo seiner eigenen Stimme, seiner Wünsche und Klagen. Mancher kommt aus diesem selbstgewählten Getto nicht mehr heraus.

Begegnet man solchen Fehlhaltungen auch bei Menschen, die ihr Leben Gott und dem Nächsten geweiht haben? In dieser Schärfe wohl kaum, wohl aber in Ansätzen. Das Gefühl der Ungeborgenheit macht vielen zu schaffen. Sie suchen die Familie und glauben sie in der Gemeinschaft der Brüder und Schwestern nicht zu finden. Die Atmosphäre ist ihnen zu kühl, zu uninteressiert am Schicksal des Einzelnen. Anderen ist das Gemeinschaftsleben zu eng; sie fühlen sich in ihrer Freiheit zu sehr eingeschränkt. Sie sondern sich darum ab oder suchen sich sogar auf irgendeinen Titel hin ganz von der Kommunität zu entfernen. Die Zahl der Ordenspriester, die außerhalb ihrer Kommunität wohnen, ist gewachsen. Die *vita communis*, ein Wesensstück des Ordenslebens, ist gefährdet. Aber auch Weltpriester leiden immer häufiger unter der Ungeborgenheit ihres Lebens, je weniger Frauen sich finden, die ihr Heim auf gute Weise beseelen.

Es ergibt sich darum heute für alle, die Gott zu einem chelosen und jungfräulichen Leben berufen hat, die erhöhte Pflicht, das Gemeinschaftsleben zu fördern und den Familiengeist zu pflegen. Das trifft nicht nur die Orden; auch Weltpriester müßten heute stärker denn je um ihre Verantwortung füreinander wissen. Man darf nicht immer nur von der Gemeinschaft etwas fordern, sondern muß selbst dazu beitragen, daß eine brüderliche Gemeinschaft zustande kommt. Wer das tut, überwindet die Gefährdungen, die mit dem Verzicht auf die Familie für sein Menschen-tum und für sein Christsein gegeben sind.

Damit ist aber schon auf die der christlichen Ehelosigkeit innenwohnende Möglichkeit hingewiesen, den ursprünglichen Verzicht in einen Gewinn zu verwandeln. Das Freisein von der Sorge um die Familie, von der Paulus im ersten Korintherbrief spricht, muß frei machen für die Sorge um viele. Hier liegt der Kern der jungfräulichen Berufung. Wer Gott gehören will, muß den Menschen gehören wollen. Nichts

befreit den Menschen so sehr von dem bedrückenden Gefühl des Alleinseins und der Ungeborgenheit wie die Sorge um andere und für andere. Wer für andere besorgt ist, für die Ungläubigen ebenso wie für die Gläubigen, wer sich der Armen, Kranken, Verlassenen und Kinder annimmt, wer sein Leben mit anderen teilt, der setzt sich zwar einerseits der Verwundung aus, schafft aber andererseits immer neue Räume der Geborgenheit, in denen er auch selbst zu Hause ist. Es gibt wunderbare Menschen, die gerade durch die Ehelosigkeit „um des Himmelreiches willen“ in einer selbstlosen Liebe reif geworden sind und eine große Güte ausstrahlen. Gott hat ihnen eine neue Fruchtbarkeit geschenkt, sie sind Väter und Mütter einer großen Familie, haben eine große Kinderschar. Sie werden von vielen aufgesucht und verehrt und erfahren eine Dankbarkeit, die sie für alle Mühen belohnt.

---

Wenn wir noch einmal auf den ganzen Bereich der Verzichte und der damit gegebenen Gefährdungen der christlichen Ehelosigkeit und Jungfräulichkeit zurückschauen, dann werden wir sagen müssen: ein hohes, beglückendes Gut, aber „wir tragen diesen Schatz in irdenen Gefäßern, damit die ganz überschwengliche Kraft von Gott ist und nicht von uns“ (2 Kor 4, 7). Christliche Ehelosigkeit und Jungfräulichkeit besagen eine Aufgabe, die menschlich gesehen nicht leicht zu lösen ist. Wenn sie in der kirchlichen Überlieferung als der leichtere und sicherere Weg zur vollkommenen Liebe gepriesen werden, dann sind wir Heutigen dagegen ein wenig skeptisch geworden. Wir sehen dafür zu viele Fehlhaltungen und trauen auch uns selbst nicht ganz. Aber vielleicht ist gerade das die große Versuchung unserer Zeit: Wir neigen zum Pessimismus, weil wir jede Fehlleistung wacher und schmerzlicher als frühere Generationen registrieren. Darum gilt es um so mehr, das hohe und mitreißende Ideal, das uns die Heilige Schrift und die Theologie vom jungfräulichen Leben entwirft, immer wieder vor uns hinzustellen. Gott ist es, der nicht nur die Berufung zur Jungfräulichkeit schenkt, sondern auch die Gnade gibt, ihr nachzukommen. Mag darum die menschliche Aufarbeitung der göttlichen Berufung nie ganz gelingen, mögen Schmerzen, Unausgeglichenheiten und Ausfälle bleiben, das alles ist im Grunde wenig von Belang. Solange einer von seiner Berufung erfüllt ist, wird das Licht Gottes die Schatten menschlicher Schwäche überstrahlen und die Menschen auf den hinweisen, der zur jungfräulichen Kirche spricht: „Ja, ich komme bald“ (GehOffb 22, 20).

---